

WELTPROBLEME IM SPIEGEL DER ZEITSCHRIFT

Eurafrikanische Möglichkeiten Afrika ist seit einigen Jahren ein Hauptthema französischer, englischer, gelegentlich auch deutscher Zeitschriften. Frankreich und England sind neben Belgien und Portugal die letzten Kolonialmächte Afrikas, das in dreierlei Interessensphären zerfällt: in eine französisch-europäische, eine britisch-commonwealthische, eine der zwischen Europa, Großbritannien und Amerika schwankenden, angeblich unabhängigen Staaten.

Das französische Interesse an Afrika war niemals größer als seit 1945. Ein wahrer Unions-Patriotismus ist im Entstehen, der sich, charakteristisch genug, nicht auf *Indochina* ausdehnt. Auch das amerikanische Monatsmagazin *United Nations World* (6) beantwortet die Frage *Niedergang oder Neugeburt der Union* ausgesprochen positiv. Während die Schlagzeilen der Presse die Schwierigkeiten, die sich an vielen Stellen unter kräftiger Nachwirkung des konkurrierenden Auslands einstellen, als einzigen Vorgang behandeln, geschieht mehr denn je zum Ausbau der Union. Ohne Unterschied der Parteien, natürlich mit Ausnahme der Kommunisten, die zwar gegen „Kolonial“-Politik sind, aber für Europa als bolschewistische Kolonie, setzt sich von den Gewerkschaften bis zu den Gaullisten eine afrikanische Konzeption durch, die von der Bedeutung der Union für das Mutterland und für Europa durchdrungen ist. Mit bemerkenswerter Objektivität gibt die amerikanische Zeitschrift zu, daß man in weiten Kreisen Frankreichs die Unabhängigkeitsbewegungen in Nordafrika in direkten Zusammenhang mit amerikanischer und britischer Nachhilfe stellt.

In *Hommes et Mondes*, einer sehr wichtigen Monatsschrift, die das imperiale Interesse Frankreichs im europäischen Ganzen fördert, stellte der sonst sehr kritische Publizist und Literat *Thierry Maulnier* fest, daß die afrikanischen Gebiete seit 1945 einen märchenhaften Aufschwung genommen haben. Die Bevölkerung der Städte hat sich verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht. Docks, Hafenanlagen, Fabriken, Elektrizitätszentralen wachsen überall aus der Erde hervor. Das französische Kapital flieht die europäische Unsicherheit und findet in der Union unerschöpfliche Anlagemöglichkeiten.

Weite Kreise der französischen Wirtschaft wurden denn auch von *Hommes et Mondes* sieben Monate lang durch die Diskussion des Projektes gefesselt, die Sahara zu nationalisieren. Man versteht darunter keine Verstaatlichung der Ökonomie, sondern eine neue Grenzziehung innerhalb der Unionsgebiete. Die Sahara liegt wie ein Sandmeer inmitten des Kolonialbogens, der sich um die Wüste von Tunis bis Französisch-Aquatorial-Afrika schwingt. An jedes Gebiet ist der innen angrenzende Wüstenteil verwaltungsmäßig angeschlossen, obwohl diese Unionsländer vor Beginn der französischen Herrschaft diese Gebiete niemals besaßen. Die Verwaltung eines solchen Sandernteils von den Peripherien aus, die untereinander keinen Kontakt haben, ist kompliziert. Würde man aber die Sahara zu einer departementalen, von Paris regierten Einheit machen, so würde sie administrativ und politisch zum Mutterland gehören und vom französischen Innen- und Wirtschaftsministerium verwaltet werden. In einer administrativ einheitlichen Sahara könnte das Riesenwerk einer *Industrialisierung der Wüste* mit Energie durchgeführt werden. Die Bodenschätze, besonders der nordafrikanischen Sahara, sind unvorstellbar groß. Alle Bohrungen und Grabungen haben die größten Erwartungen gerechtfertigt. In einem Artikel über die industrielle Entwicklung der Sahara in der ausgezeichneten Monatsschrift *Föderation* (92—93) schreibt *Jean-Michel de Lattre*, daß Frankreich jede Tonne amerikanischer Kohle durch Saharakohle ersetzen könnte, da die Kosten für jede Tonne Importkohle genügen würden, durch Steigerung der Bergwerksinvestitionen eine Tonne Saharakohle zu fördern.

Was die nordafrikanischen Gebiete der französischen Union betrifft, wird selbst von einer so oppositionellen Zeitschrift wie *Esprit* ihr außerordentlicher Aufschwung anerkannt. Es ist durchaus möglich, daß die heutige Form der nordafrikanischen Kolonisation nicht mehr der Entwicklung der Produktionskräfte gerecht wird, zu denen die materiellen und die menschlichen gehören. Der außenpolitische Druck, unter den Frankreich von den kapitalistisch-imperialistischen Kräften Großbritanniens und Amerikas gesetzt wird, erschwert aber die Reform. Was aus der Demokratie der Eingeborenen in dem „selbständigen“ Liberia im Vergleich zu den Zeiten internationaler Kontrolle geworden ist, stellt ein anonymer Beitrag in der großen belgischen, europäisch-föderalistischen Zeitschrift *Synthèse* (77) dar. Im Editorial des gleichen Heftes würdigt der Herausgeber *Maurice Lambilliotte* die euro-

päische Bedeutung eines industrialisierten Afrikas als europäischen Absatzmarkt ohne Verzicht auf andere und die bisherigen Märkte.

Die Kultivierung der Wüste wird von der UNESCO unter Aufwand großer Mittel studiert. Einen interessanten Bericht findet man in der UNESCO-Zeitschrift *Science et Société* (III, 3). Den Kampf der *Männer gegen die Wüste* hat der bekannte Mitarbeiter von *New Statesman and Nation*, *Ritchie Calder*, im Auftrag der UNESCO studiert und erlebt. Seine Berichte wurden in 32 Sprachen übersetzt.

Bolschewistische Außenpolitik Die bolschewistische Außenpolitik ist aus den Akten ebenso schwer zu beurteilen wie die britische, weil in keinen Akten und in keinen offiziellen Papieren ihre wirklichen Absichten niedergelegt sind. Spekuliert man über die russische Politik nach den angeblichen Theoremen Lenins, so macht man sich selbst zum Gefangenen seiner massiven Fehlurteile. Er selbst konnte sich über sie hinwegsetzen, indem er zwar nach außen den Mann der Weltrevolution spielte, aber in der Praxis wohlbedacht war, die Sicherheit seines Regimes über alles zu stellen. Genau so steht es um jenes Geklitte nichtssagender und widerspruchsvoller Phrasen und Lehrmeinungen, die Stalin“ismen“, denen man die Ehre erweist, in ihnen eine „Theorie“ zu sehen und daher auch die Richtschnur der Praxis. Verweist doch *Stalin* in seiner Geschichte der bolschewistischen Partei stolz auf die Macht der marxistisch-leninistischen „Theorie“, die der Partei die Möglichkeit gibt, in jeder Situation die richtige Orientierung zu finden, den Lauf der Ereignisse vorausszusehen und nicht nur ihre gegenwärtige, sondern auch ihre zukünftige Richtung zu erkennen.

Was für ein Zauberer! Woher kommen dann die vielen Irrtümer, die zu immer neuen Hinrichtungen der Parteitheoretiker zur Sühne angeblicher Abweichungen von der Theorie führen? Wieviel leichter hat es Stalin selbst, der in seinen Thesen vom 15. September, abgedruckt in den *Ostproblemen* (45), auf die Philisterei verfällt, daß etwas in der Theorie „natürlich richtig“ ist, aber nicht in der Praxis. Ich habe in meinem Beitrag zum Sonderheft von *Twentieth Century* (909), das unter dem Titel *Die Sowjetunion nach 35 Jahren* erschienen ist, den aktivistischen Sozialismus Joseph Blochs dem Bolschewismus in der Theorie und Praxis gegenübergestellt und auf dieses hilflose Argument Stalins mit dem Titel einer der glänzendsten Schriften von Kant geantwortet, die den Gemeinplatz widerlegt: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis. Daß eine solche Theorie keinen Pfifferling wert ist, beweist die Geschichte der bolschewistischen „Theorie“. Sie veranlaßt Stalin, die in einer Sintflut von Propaganda über die Welt geschwemmte Angstphantasie von einem bevorstehenden Überfall auf Rußland durch die kapitalistischen Mächte in die Phantasie eines drohenden Krieges zwischen den kapitalistischen Mächten umzukehren. Die ökonomisch-kulturellen Spannungen zwischen Europa und Amerika können gemäß der bolschewistischen Primitivität nur mit einem Kriege enden. Daß sie mit allem, nur mit keinem Kriege enden können, bedarf außerhalb bolschewistischer Geistesenge keiner Begründung.

Aber worauf läuft diese Preisgabe der bisherigen „Theorie“ hinaus? Zweifellos auf eine neue *Politik der Koexistenz*. Kein objektiver Kenner der bolschewistischen Entwicklungsgeschichte kann die Möglichkeit der Koexistenz bezweifeln, denn sie wurde bisher immer nur vom Bolschewismus in Frage gestellt. Der Zickzacklinie der Theorie geht ein amerikanischer Diplomat unter dem Pseudonym *Diplomaticus* in der *Review of Politics* (XIV, 4) nach, indem er hauptsächlich die Schriften Stalins, Parteibeschlüsse und zugehörige Äußerungen untersucht, aber leider ohne sie der tatsächlichen Politik des Kremls gegenüberzustellen. Es ist nicht richtig, daß man die russische Außenpolitik sowohl unter dem Aspekt der Revolutions- wie der Machtpolitik ansehen kann. Sie hat nur einen Aspekt, sie ist im Grunde immer eine Politik des möglichen Angriffs. Auf die Weltrevolution förmlich oder faktisch verzichten, hieße für den Kreml auf die Machtpolitik verzichten, niemals aber umgekehrt. Die Geschichte des Bolschewismus beweist, daß Stalin geheimes Verständnis, sogar Sympathie für ausländische Mächte hat, die mit Rußland staatspolitisch zusammenarbeiten, aber den Bolschewismus im eigenen Lande ausschalten. Als im Jahre 1925 der Bolschewismus in Europa auf eine enge Basis zurückgedrängt wurde, verkündete Stalin das Gleichgewicht, das friedliche Nebeneinander, woran *The Economist* (27. September) in einem Artikel „*Abschied von den Waffen?*“ erinnert. Diese falsche Gleichgewichtstheorie sollte Europa veranlassen, in seiner Kraftkonzentration nachzulassen. Auch in *World Politics* wurde schon im Juli nachgewiesen, daß Revolutions- und Außenpolitik sich schlecht decken. Stalin hat daher die Weltrevolution, die Lenin 1917 als rapides, bevorstehendes Ereignis ansah, 1929 notgedrungen auf viele Jahrzehnte verteilt — was die Diktatur um Jahrhunderte verlängert — und die Anpassung der Außenpolitik an Ebbe und Flut gefordert. Die Politik der Aggression

in Richtung des geringeren Widerstands machte Asien und die Kolonialwelt zu dem großen Experiment, in dem Revolutions- und Machtpolitik miteinander identisch werden. Wenn Ebbe und Flut im Gleichgewicht schweben, hat die Koexistenz den Charakter des kalten Krieges. Mit diesem witzig-richtigen Wort schließt K. M. Smogorzewski seine Übersicht über den Bolschewismus von 1893 bis 1952, die unter dem Titel „In Moskau nichts Neues“ in *The Fortnightly* (1031) erschienen ist

Zolas In fünf großen Namen strahlt der Ruhm des französischen Romans über die Erde: Balzac, Stendhal, Flaubert, Zola, Proust. Was daneben und dazwischen steht, hat hohen Rang, aber keinen Welt-
50. Todestag rum und keine Weltwirkung. In Frankreich hat die geistige Selbstkritik auch Zolas Rang in Frage gestellt, wie den von Hugo, Chateaubriand, Maupassant und anderen, und doch kehrt das Urteil immer wieder beinahe reuig zu den verkannten großen Qualitäten des Schöpfers der Rougon-Maquart zurück.

Daß Zola als erster das Proletariat, den arbeitenden Menschen, das Kollektiv einer Produktionsstätte, die sozialen, hygienischen und moralischen Bedingungen der Großstadt als große Romanstoffe entdeckte, hätte nur historischen Wert, wenn er nicht, wie die echten großen Beginner, auch auf einer nie wieder erreichten Höhe der von ihm entdeckten Stoffe gestanden hätte. Eben daher ist er der Urheber eines Reichs der Romane geworden, in dem sein Name ein Programm und eine geistig-moralische Aufgabe bedeutet. Diese Tatsache wird in den vielen Zola-Beiträgen französischer Zeitschriften heute an die Spitze gestellt, schließt sie doch die Vorbildlichkeit des französischen Schaffens für die zivilisierte Welt in sich.

Welchen Umfang die Nachfolge Zolas hat, stellt Jacques Robichon in seinem Gedankenartikel in *Liberté de l'Esprit* (34) dar. Zu ihr gehören in Rußland Turgenjew, Tolstoi, Tschekow; in Deutschland Gerhart Hauptmann, Heinrich Mann, Hans Werner Richter, Plivier; in Amerika Steinbeck, Dos Passos, Caldwell, Sinclair, Sinclair Lewis, Faulkner; in Italien Silone; in Schweden die Lagerlöf; in Frankreich Charles-Louis Philippe, Pierre Hamp, Carco, Roland Dorgelès, Barbusse; und vor allem gehören alle Autoren zu Zola, die wie er ein episches Ganzes in einer zusammenhängenden Romanserie dargestellt haben.

Groß ist die Zahl junger französischer Romanciers, die von der Kritik als Schüler Zolas bezeichnet wurden, und die jetzt in der sehr aufschlußreichen Enquete der *Nouvelles Littéraires* (1309) erklären, Zola nie gelesen zu haben. Das ist keine Widerlegung, sondern eine Bestätigung Zolas. Er ist der Vorläufer von Romanschriftstellern, die in der von Zola geschaffenen literarisch-sozialen Welt aufgewachsen, von ihm anonym geprägt worden sind. Ohne es zu wissen, denken wir in Kategorien, die große Geister vor uns geschaffen haben. Das Proletariat, die bürgerliche Dekadenz, die Künstlerkneipen, die Börse, die Bauern, die Regierungscliquen sind heute nicht mehr das, was Zola gesehen und beschrieben hat. Aber er entdeckte kollektive Einheiten, die dem neuen Autor nun als fertige Formen zur Verfügung stehen, in die er die Realität und den Geist der eigenen Zeit hineingießt.

Schließlich kommt noch hinzu, daß Zola der meistgelesene französische Romancier des Auslandes ist. Man liebt und liest ihn, weil man von seinen Romanen in den bezaubernden, grandiosen oder auch verbrecherischen Strom der französischen Vitalität hineingerissen wird. Wie in den französischen Volksbibliotheken ist Zola auch in denen anderer Länder der bevorzugte Autor aller Alterklassen und Berufe.

Diskussions- Wenn eine Zeitschrift lange einen anspruchsvollen Leserkreis fes-
Zeitschriften seln will, muß sie eine breite geistige Basis haben. Und doch gerät sie früher oder später in Gefahr, sich zu wiederholen. Zeitschrift ist Diskussion, und sie zu pflegen ist eine Pflicht der Demokratie. In ausgeprägter Form geschieht das in England, Frankreich, Amerika. Bevans Zeitschrift *Tribune* hat jetzt eine ständige Rubrik dem politischen Gegner eingeräumt. Er erhält ungestört von Vor- und Nachbemerkenungen oder lehrerhaften Unterbrechungen das Wort unter dem Titel: The Case against us (Die Argumente des Gegners). *Cyril Osborne* wirft der Bevangruppe in ihrem Organ nicht weniger vor als Mangel an moralischem Mut; *Denis Healey* polemisiert gegen sie unter dem Titel „Billiger Applaus“. Auch Liberale und Tories haben das Wort.

Die amerikanische Vierteljahrszeitschrift *Confluence* bezeichnet sich als internationales Forum und bringt amerikanische, europäische und asiatische Mitarbeiter zur Besprechung eines Themas zusammen. Geleitet von *Henry A. Kissinger* zeigen die ersten drei Hefte eine schöne Entwicklung. Die Möglichkeit, vor amerikanischen Lesern und Studenten europäische Auffassung vorzutragen, stellt einen praktischen und dankenswerten Versuch dar, verbindende Brücken zu bauen. Felix Stössinger